Ein Küsnachter im Ersten Weltkrieg
Otto Paul Beckert (1886–1976)

Vorbemerkung

Die vorliegende Lebensgeschichte beruht auf zahlreichen einzelnen Erzählungen Otto Beckerts in den Jahren nach seiner Rückkehr aus dem Ersten Weltkrieg, wie sie sein Sohn, der Schreibende, in Erinnerung hat. Selbstverständlich können wir heute nicht mehr wissen, wer was vor 80 Jahren in einer bestimmten Situation wörtlich gesagt hat. Wenn in diesem Text dennoch da und dort die direkte Rede verwendet wird, meistens ohne den Sprecher zu nennen, geschieht dies, um eine sich schnell abspielende Episode oder eine persönliche Stimmung dem Leser in farbiger, manchmal derber Soldatensprache besser vor Augen zu führen, als dies eine lange Umschreibung vermöchte.

Eltern und Jugendzeit

Ums Jahr 1884 war die junge, fröhliche Schweizerin Elisabeth Rüegg aus Flurlingen in Leipzig in der Fremde. Dort lernte sie den Sachsen Richard Friedrich Beckert kennen, der ihr bald einmal einen Heiratsantrag machte. Elisabeth: «Ja, aber – aber nur wenn wir als Verheiratete zusammen in der Schweiz Wohnsitz nehmen.»
Richard willigte ein, und so wurde bald das eheliche Zelt in Albisrieden bei Zürich aufgeschlagen. Dort wohnte die ältere, verheiratete Schwester Elisabeths, Aline Sontheim-Rüegg. Albisrieden war damals noch ein kleines, von Wiesen und Wald umgebenes Bauerndörflein, das bis 1934, der zweiten Zürcher Eingemeindung, eine politisch selbständige Gemeinde war. Als sich die Familie durch drei Knaben, Otto, Hans und Alfred, vergrössert hatte, wurde nach Zürich in den vierten Stock eines Hauses am Weinplatz gegenüber dem Rathaus umgezogen. Wenn sich jeweils das «Möörli», das kleine schwarze Kätzchen, ausgerechnet auf dem Fenstergesims hoch über dem Weinplatz niederliess, fröstelte der eine oder andere Tierfreund. Bisweilen erzählte die Mutter ihren Buben Geschichten und sang mit ihnen fröhliche Lieder. Der Vater war eher wortkarg und erzählte wenig von seiner Jugend und seiner Familie. Wenn er am Abend die Zeitung las, hatte absolute Ruhe zu herrschen. Am Sonntag hingegen nahm er die Knaben mit auf den Morgenspaziergang. Manchmal gingen sie zum Hauptbahnhof, wo sie die Passerelle bestiegen, die damals noch die Geleise vor der Bahnhofhalle überquerte. Da hatten die Buben einen Riesenspass, wenn die Lokomotive eines abfahrenden Zuges das Brücklein samt den Zuschauern in einen Qualm von Rauch und Dampf hüllte. Dieser Bahnhof war das faszinierende Tor zur Welt. Es haftete ihm etwas Schicksalhaftes an, für viele der Abreisenden ein Abschied vielleicht für lange Zeit, für die Ankommenden ein Neuanfang oder eine späte Heimkehr.
Als die Knaben ins Schulalter kamen, zog die Familie ins Zürcher Seefeldquartier. Das nahe gelegene Zürichhorn, durch das der Hornbach dem See zufloss, war für die Kinder ein romantisch-abenteuerlicher Spielplatz zum Planschen und «Räuberlis» spielen. Einige Male kam die Konstanzer Regimentsmusik nach Zürich auf Besuch. Dann

begab sich die Familie Beckert an die Bahnhofstrasse, wenn das Musikkorps vom Bahnhof zum Bürkliplatz marschierte und mit Trompeten, Glockenspiel und Pauken den «Fehrbelliner Reitermarsch» intonierte, dass es von den Häuserzeilen widerhallte. Otto und Hans waren dermassen von der Musik begeistert, dass ihnen die Eltern ihre ersten Musikinstrumente in Form der kleinen, tönernen Okarinas schenkten, auf denen alsbald die ersten Takte des «Fehrbelliners» ausprobiert wurden. Gerne pilgerte Otto auf der Albisriederstrasse, damals noch eine staubbedeckte Landstrasse, nach Albisrieden zu Tante Aline auf Besuch oder in die Ferien. Nach Beendigung der Schulzeit erlernte Otto den Schreinerberuf.

«Im Bodmer», Küsnacht

Im Küsnachter Jahrheft 1997 (S. 72–83) hat Alfred Egli die Geschichte des im 16. Jahrhundert erbauten Hauses «Im Bodmer» und dessen Bewohner geschildert. Im Jahr 1899 hat sein Grossvater, Jacques Egli-Baumgartner, dieses Haus gekauft, um daselbst mit seiner Familie einzuziehen und im untersten Geschoss ein Malergeschäft einzurichten. Zu den ersten Wohnungsmietern gehörte die Familie Kaspar Siegfried-Schulthess, einige Jahre später auch die Familie Richard Beckert-Rüegg.

Militärdienst

Als Ottos zwanzigjährige Freunde in der Schweiz in die Rekrutenschule einrückten, bekam Otto als Deutscher ein Aufgebot nach Mannheim für den zweijährigen Kommiss (Aktivdienst im stehenden Heer) im badischen Infanterie-Regiment 110. Offiziere und Unteroffiziere waren Berufsmilitärs. Den Regiments-Kommandanten, einen Obersten, bekam man in Mannheim selten zu Gesicht, er war im Generalstab in Berlin. Jedes Jahr wurde die Einheit für zwei Monate zur Gefechts- und Manöverausbildung auf die Schwäbische Alb verlegt. Nach der zweijährigen Dienstzeit wurden die Wehrmänner der Reserve zugeteilt, desgleichen Offiziere und Unteroffiziere, die den Dienst quittiert hatten. Wiederholungskurse gab es keine.

Wanderschaft

Die bei jungen Handwerkern noch übliche Wanderschaft führte Otto in die Westschweiz, wo er unter anderem zwei Jahre bei Schreinermeister Gobet in Mülital arbeitete und in der Freizeit im Musikverein Düdingen mitwirkte. Über seine Eindrücke im Freiburgischen schrieb er bisweilen ein nettes Brieflein an Ida Siegfried, im Bodmer, Küsnacht. Dies nicht so von ungefähr. Im Mai 1914 feierten die beiden Verlobung.

Kriegsausbruch August 1914

Nachdem schon seit der Jahrhundertwende Rivalitäten und Spannungen zwischen den europäischen Grossmächten bestanden hatten, wurde das Attentat vom 28. Juni 1914 auf den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand mit den darauffolgenden Ultimaten Anfang August zum Auslöser eines Krieges, vorerst zwischen Österreich und Deutschland auf der einen und Russland, Frankreich und England auf

der andern Seite. Von einem Weltkrieg war noch nicht die Rede, im Gegenteil, die Tragweite des Krieges wurde vor allem in Deutschland unterschätzt. Leute, die den verhältnismässig kurzen deutsch-französischen Krieg von 1870/71 als Massstab nahmen, prophezeiten optimistisch: «An Weihnachten sind wir wieder zu Haus.»
Zu den aufgebotenen Reservisten-Jahrgängen gehörte auch Otto Beckert. Man kann sich fragen, ob es von Otto klug war, von der heimatlichen Schweiz aus für Deutschland in den Krieg zu ziehen. Er selber hat sich diese Frage auch gestellt. Im Falle des Nichteinrückens wäre er als Refraktär (Dienstverweigerer) straffällig und damit auch in den Augen seiner schweizerischen Umgebung zum Bürger zweiter Klasse geworden. Das wollte er nicht. Zudem wäre eine Vorstrafe, auch eine ausländische, bei einem späteren Einbürgerungsgesuch negativ ins Gewicht gefallen. Die Dienstverweigerung ist in der Schweiz bekanntlich erst vor nicht langer Zeit entkriminalisiert worden.

Vogesen/Priesterwald

So rückte Otto Beckert nach Mannheim zum Regiment 110 ein, welches alsbald nach Mülhausen dislozierte. In Eilmärschen wurde Dammerkirch (heute Dannemarie) erreicht, wo die ersten Gefechte stattfanden. Nachher folgten mehrere Einsätze in den Vogesen, der längste vom Herbst 1914 bis ins Frühjahr 1915 im Priesterwald. Mein Vater hat in den Jahren nach dem Krieg viel von diesem Priesterwald erzählt. Leider konnte dessen geographische Lage heute im nachhinein auf keiner Landkarte ausfindig gemacht werden. Er dürfte sich am ehesten westlich Schirmek gegen die damalige lothringisch-französische Grenze hin befinden. Vielleicht stossen wir durch Zufall einmal auf «La Forêt des Prêtres». Da zu dieser Zeit die Schlacht an der Marne vor den Toren von Paris tobte und die Deutschen in Ostpreussen und in den Karpaten durch die Russen bedrängt wurden, war es in den Vogesen abgesehen von kleineren Geplänkeln ziemlich ruhig. Auch die Wälder waren noch nahezu unversehrt. Für die Posten an der Front musste die Verpflegung nach Einbruch der Nacht in der Feldküche ein bis zwei Kilometer hinter der Front abgeholt werden. Für diesen Gang meldeten sich gewöhnlich zwei Freiwillige, so auch Beckert. In einem den Soldaten noch beinahe unbekannten Wald ohne den Gebrauch von Taschenlampen den Weg zu finden und sich nicht in die feindlichen Linien zu verirren war ein nicht ungefährliches Abenteuer. Aber die Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit, man wurde gewahr, dass auch bei Nacht ein kleiner Rest von Licht vorhanden ist. Nach geraumer Zeit waren sie mit dem Nachschub wieder bei ihrem Posten zurück. «Halt! – Wer da?» (Gewehr der Wache schussbereit) «Alpina» (geheimes Passwort, das jeden Tag gewechselt wurde). «Gott sei Dank, ihr seid's. Wir haben nämlich ein paarmal knallen gehört. Da haben wir befürchtet, dass ihr nicht mehr kommt. Wir haben einen Riesen-Kohldampf (Riesenhunger). Ihr seid Prachtskerle.»
Aus den Vogesen konnte Otto noch zweimal an die Schweizergrenze in den Urlaub fahren, nach Waldshut und nach Konstanz, wo er sich mit seiner Braut treffen konnte.

Lothringen/Woëvre

Im Frühling 1915 wurden die 110er in die Woëvre verlegt. Diese Landschaft besteht zum grössten Teil aus einer Ebene mit einer Ausdehnung von rund 30 x 70 Kilometern. Im Osten wird diese begrenzt durch das Moseltal mit den Städten Metz und

Ida Siegfried und Otto Beckert in Konstanz 1914.

Pont-à-Mousson, im Westen durch den langgestreckten, bewaldeten Höhenzug der Côtes de la Meuse entlang dem Maas-Tal mit Toul, St-Mihiel und Verdun.
Als das Regiment von Metz aus nach Westen marschierte, wies der Kompanie-Kommandant auf die Orte Gravelotte und Mars-la-Tour hin, auf deren Gelände im deutsch-französischen Krieg 1870 grosse Reiterschlachten stattgefunden hatten; die letzten ihrer Art, denn mit dem Aufkommen der Maschinengewehre waren die Zeiten der Kavallerie als Kampfformation vorbei.
Neuer Etappenort des Regiments wurde Thiaucourt. Von hier aus erfolgten zeitlich befristete Einsätze an den Frontabschnitten bei Flirey, Rambucourt, Menil-la-Tour,

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Woël en Woëvre, Vigneulles und Fresnes. Mit der weiträumigen französischen Landschaft scheint sich Otto Beckert irgendwie verbunden gefühlt zu haben, denn in seinen Schilderungen hat er die Gegend mit ihren Ortsnamen oft so anschaulich beschrieben, dass sie dem Zuhörer, ohne sie jemals schriftlich festgehalten zu haben, noch heute im Gedächtnis präsent sind.
Da die Franzosen unter allen Umständen ein Vordringen der Deutschen ins Maas-Tal verhindern mussten, kam es bisweilen zu hartnäckigen, opferreichen Kämpfen, in denen die Frontlinie um einige wenige Kilometer vor- oder rückwärts verschoben wurde. Einmal stand Beckert mit einigen Kameraden an der Brustwehr des Schützengrabens, das Gewehr im Anschlag. Plötzlich stutzte er: «Wo ist denn der Kollege zur Linken hingerannt, er war doch soeben noch da?» Otto drehte sich um: Da lag der Vermisste, angelehnt an der rückwärtigen Wand des Grabens. Blut rann aus seiner Stirn über das Gesicht. Kopfschuss. Tot.
Wenn der Franzmann (die Franzosen) einen Angriff beabsichtigte, schoss sich dessen Artillerie meistens zuerst mit leichtem Geschütz auf bestimmte Ziele ein, wohlverstanden ohne moderne Zielgeräte und Fliegerbeobachtung. Danach wurden die anvisierten Ziele durch die schwere Artillerie aus den Festungen Toul und St-Mihiel unter Beschuss genommen. Während die leichten Kanonen beider Kriegsparteien mit Pferdezug in Stellung gebracht wurden, waren die schweren Geschütze mit einem Kaliber von rund 10 bis 20 Zentimetern, soweit sie nicht in Festungswerken montiert waren, für den Transport und das Schiessen auf die Eisenbahn bzw. Anschlussgeleise angewiesen, sogenannte Eisenbahngeschütze. Die Arbeit der damaligen schweren Artillerie leistet heute die Luftwaffe mit Bomben und Raketen und damit viel verheerenderen Wirkungen bis auf weit hinter der Front liegende Städte und deren Zivilbevölkerung.
Die Artilleriegeschosse bestanden bekanntlich aus einem Stahlmantel mit einer darin enthaltenen Sprengladung. Die Spitze des Geschosses bildete der Zündkopf, der durch Drehung auf Simultan- oder Zeitzündung eingestellt werden konnte. Bei Simultanzündung explodierte die Granate beim Aufschlag, zum Beispiel auf einem Hausdach, war die Zündung jedoch auf eine um Sekundenbruchteile verzögerte Explosion eingestellt, konnte sich die Granate in dieser Zeit bis in den Keller des Gebäudes bohren und mit einer dortigen Explosion das Gebäude allenfalls zum Einsturz bringen. Durch einschlagende Granaten wurden oft auch ganze Schützengräben zugedeckt und die darin befindlichen Soldaten lebendig begraben. Die bei der Explosion einer Granate weggeschleuderten scharfkantigen Stahlstücke, sogenannte Granatsplitter, hatten bei getroffenen Menschen viel schwerere Verletzungen zur Folge als Gewehrschüsse, da menschliches Gewebe je nach Grösse des Splitters buchstäblich zerrissen wurde. Es gab da zerschmetterte Schädel, abgerissene Unterkiefer, zerstörte Arme und Beine und geöffnete Körper. Verletzte, Sterbende und Tote lagen manchmal noch stundenlang auf dem Kampfgelände, bis sie in einer Kampfpause oder bei Einbruch der Nacht durch die Sanität geborgen werden konnten. Die Feldlazarette waren oft nur notdürftig eingerichtet und in solchen Situationen überfüllt, so dass in Notfällen viele Amputationen vorgenommen werden mussten. Daher die Tausende von Invaliden mit Krücken und Rollstühlen, die nach dem Krieg die Städte Europas bevölkerten.
Es mag brutal erscheinen, solche Bilder des Schreckens überhaupt zu Papier zu bringen. In den öffentlichen Medien werden sie diskret zugedeckt, und sofort wird zum

nächsten Thema übergegangen. Aber die Grausamkeit des Krieges darf keinesfalls verharmlost werden. Alle Kriege vom Altertum über den Dreissigjährigen Krieg bis zur Gegenwart waren brutal und grausam, und es wäre eine grosse Illusion zu glauben, es gebe keine Kriege mehr oder künftige Kriege wären humaner.

Gefechtspausen und düstere Gedanken

Aber es wurde nicht pausenlos gekämpft. Es gab dazwischen ruhigere Tage und Wochen. Der Kompanie-Kommandant, ein Reserveonkel (Oberleutnant der Reserve – etwas abschätzig) liess sich nur selten in den Schützengräben blicken. Urlaubsfahrten an die Schweizergrenze wurden nicht mehr gewährt. Immerhin kam regelmässig ein neuen Mut machendes Brieflein aus Küsnacht.
Gewisse Gedanken wurde man nicht los: «Was passiert wohl bis heute abend, bis morgen abend? Der feldgraue Karren mit dem roten Kreuz im weissen Feld, vielleicht werde ich schon heute darauf abtransportiert, notfalls aufgeschichtet.» Mit dem Tod beschäftigen wir uns nicht gern, im Krieg ist man praktisch gezwungen, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Unbewusst greift man in den Hemdausschnitt: «Hängt das Totentäfeli mit meinem Namen noch an der Schnur um den Hals, damit im schlimmsten Fall noch festgestellt werden kann, wer ich war.» Während dieser düsteren Gedanken fiel ein Sonnenstrahl auf eine kleine rote Mohnblume und ein Schmetterling flatterte lautlos über das friedliche Bild. «Die Blume und der Schmetterling – so klein sie sind – ein Teil der grossen Schöpfung. Ich sehe und lebe noch.»

Gespräch mit den Franzosen

Doch was regte sich dort? Ein Franzose streckte den Kopf aus dem etwa fünfzig Meter entfernten feindlichen Schützengraben, ohne Helm, und winkte zu den Deutschen herüber. «Spinnt der? Hat er Selbstmordabsichten? – Nein, auf den schiessen wir nicht, wir winken ihm ebenfalls.» Da tauchte ein zweiter, ein dritter Franzose auf, sie stiegen aus dem Graben, ohne Gewehr, und kamen auf die deutsche Stellung zu. «Vielleicht ist der Friede ausgebrochen, wir sind ja schlecht informiert.» Nun folgten einige Deutsche dem Beispiel der Franzosen. Als sie zusammentrafen, schüttelten sie einander die Hand, plauderten und tauschten Zigaretten aus. «Da ist ein Thronfolger in, wie heisst es schon, in Sarajewo ermordet worden, und wir müssen uns nun deswegen zu Tausenden gegenseitig umbringen. Das ist doch ein verrückter Verhältnisblödsinn, wirklich wahnsinnig. Wir sind doch Menschen, keine Bestien.»
Grosse militärische Geheimnisse, die sie hätten verraten können, kannten diese einfachen Soldaten nicht. Mittlerweile besuchten sich die «Kampfkollegen» gegenseitig in den feindlichen Gräben. Die Besonneneren übten jedoch in bezug auf diese Kontakte vorsichtige Zurückhaltung: «Einerseits könnte es sich seitens der Franzosen um eine Kriegslist handeln, um den Michel (die Deutschen) gelegentlich überrumpeln zu können, und anderseits existiert hinter der Front ein Kriegsgericht, mit dem wir lieber nichts zu tun hätten.»
Einige Tage später überbrachten die Franzosen die Nachricht, sie müssten sich leider verabschieden, da sie in der kommenden Nacht an einen andern Frontabschnitt versetzt würden. Sie warnten die Deutschen, sie sollten am nächsten Morgen sehr vorsichtig sein und auf den Spaziergang verzichten, die Neuen verstünden wahrscheinlich keinen Spass.

Inzwischen hatte die deutsche Kommandostelle von den gemütlichen Zuständen in ihrem Abschnitt Wind bekommen und befürchtete eine beginnende Untergrabung von Disziplin und Kampfmoral. In einem Tagesbefehl wurde darauf hingewiesen, dass persönliche Kontakte mit dem Feind gemäss Kriegsgesetz strikte verboten seien. Für Zuwiderhandlungen wurden drakonische Strafen – Festungshaft oder Erschiessen – angedroht.
Glücklicherweise blieb die Episode ohne weitere unliebsame Folgen.

Aisne/Corbény

Im Frühjahr 1916 wurde das Regiment in das zwischen Laon und Reims an der Aisne gelegene Corbény disloziert. Südlich dieser Gegend hatte im Herbst 1914 die berüchtigte Schlacht an der Marne stattgefunden, in deren Verlauf die Deutschen beinahe bis Paris vorgestossen wären, aber durch die Franzosen in erbitterten Kämpfen bis an die Aisne zurückgedrängt wurden. Überall in der Landschaft traten die unheimlichen Spuren des Krieges in Erscheinung: Verlassene Schützengräben, in denen da und dort verschüttete, noch ungeborgene Leichen vorhanden waren. Bei Windstille und warmem Wetter war die Luft von Leichengeruch erfüllt. Im Verlauf von Kämpfen mussten die Wehrmänner in den Gräben oft buchstäblich über Leichen gehen.

Somme

Die nächste Station der 110-er war an der Somme in der Nähe von St-Quentin, wo die Deutschen mehrmals vergeblich versucht hatten, die Front gegen den Ärmelkanal hin vorzuschieben, um die Nachschubwege aus England zu unterbinden. Wenn Otto Beckert in seinen Erzählungen einmal auf die Somme zu sprechen kam, hiess es gewöhnlich: «An der Somme, das war die Hölle.» Das sagt genug. In der historischen Literatur über den Stellungskrieg an der Westfront werden die Schlachten an der Marne, an der Somme und um Verdun nicht umsonst als gewaltige Abnützungsschlachten charakterisiert.

Flandern. Gefangennahme

1917 bekam es das Regiment in Flandern mit dem Tommy (den Engländern) zu tun. So lag die Einheit einmal in der Nähe von Ypern in Stellung. Plötzlich rief der Zugführer: «Der Tommy kommt, Angriff vor, dort rechts!»
Zwischen Gräben und Löchern wurde vorgestürmt. Da verspürte Beckert einen Schlag ans rechte Bein. Er sprang zur Deckung in den nächsten Granattrichter, sah sich aber sofort von einigen auf ihn gerichteten Gewehrläufen englischer Soldaten umringt: «Hands up!» Beckert liess die Knarre (das Gewehr) fahren, riss die Arme hoch und schrie: «Wounded». Die Engländer befahlen ihm, aus dem Loch zu steigen: «Alles abgeben, Waffen, Messer, Ausweis, Geldbörse, da – Goldring!» Beckert riss demonstrativ am Ring, aber vergeblich: «Geht nicht weg.» «Dann wir hauen ab dir Finger!» Und schon fuchtelte einer mit dem Dolchmesser. Ob die Drohung ernst gemeint war, konnte dahingestellt bleiben, denn der Korporal hatte seine Leute bereits barsch zurechtgewiesen. Der Verlobungsring blieb am Finger.
Das Grüpplein der Gefangenen wurde durch die englischen Stellungen hinter die

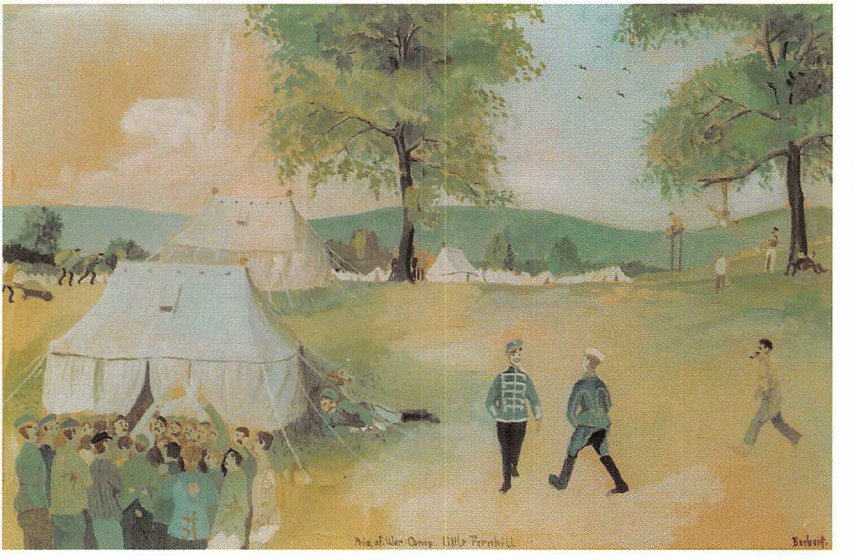
Front geführt, vorbei an zahlreichen, tief gestaffelten Artilleriestellungen. Die Deutschen wurden dabei in ihrer Meinung bestärkt, dass die Franzosen und die Engländer die stärkere Artillerie als die Deutschen besässen, was wahrscheinlich den Ausgang des Krieges wesentlich beeinflussen werde.
Die Verwundeten wurden in ein Feldlazarett gebracht, wo Engländer und Deutsche nebeneinander lagen und ohne Unterschied sorgfältig ärztlich betreut wurden. Otto hatte einen Steckschuss im rechten Oberschenkel. Das Projektil wurde operativ entfernt. Die Wunde verheilte in einigen Wochen ohne bleibenden Nachteil.

Überfahrt Rouen–Portsmouth

Vom Lazarett aus wurden die verwundeten deutschen Gefangenen mit der Bahn nach Rouen gebracht, wo sie auf ein Schiff, einen als Truppentransporter dienenden, verhältnismässig kleinen, alten Dampfer kamen. Jetzt konnte man sich vorstellen, wohin die Reise gehen sollte. Zuerst den Unterlauf der Seine abwärts, an Le Havre vorbei und über den Kanal. Dort tobte ein kräftiger Sturm, und Wellen peitschten polternd an die Bordwand. Zwei Matrosen verschlossen hastig die Bullaugen auf der Innenseite mit Stahldeckeln.
Den auf Pritschen liegenden Verwundeten wie Otto Beckert machte das Schaukeln weniger zu schaffen als den «Gesunden», die wie Betrunkene umhertorkelten und einer nach dem andern seekrank wurden. «Müssen wir jetzt zu guter Letzt in diesem alten Kahn ersaufen?» «Seid froh, dass Sturm ist, da können Unterseeboote nichts anfangen. Bei ruhiger See müssten wir riskieren, von einem deutschen Torpedo als Dank für die geleisteten Dienste ins Jenseits versenkt zu werden.» «Mach doch keine blöden Sprüche.» «Hast du noch nie etwas vom unbeschränkten U-Bootkrieg gehört, den der Wilhelm im Frühjahr proklamiert und damit den Kriegseintritt der USA provoziert hat?» «Da seht ihr wieder, die einen sind am Sterben und die andern machen faule Witze.» «Halt die Klappe!»
Die Überfahrt dauerte eine Ewigkeit. Der Kanal ist an dieser Stelle immerhin viermal so breit wie zwischen Calais und Dover. Otto war nur von einem Gedanken beseelt: «Für mich ist der Krieg vorbei.» Man hatte wieder einmal viel Zeit zum Nachdenken. Endlich liess der Sturm nach, und es fiel auf, dass die Dampfmaschine langsamer lief. Zwei Engländer kamen herein. Der ältere der beiden deutete die von allen Seiten auf ihn gerichteten fragenden Blicke richtig und rief beruhigend. «Portsmouth, England». Die Gefangenen wurden nun in das irgendwo im Süden Englands gelegene Auffanglager Little Fernhill transportiert.

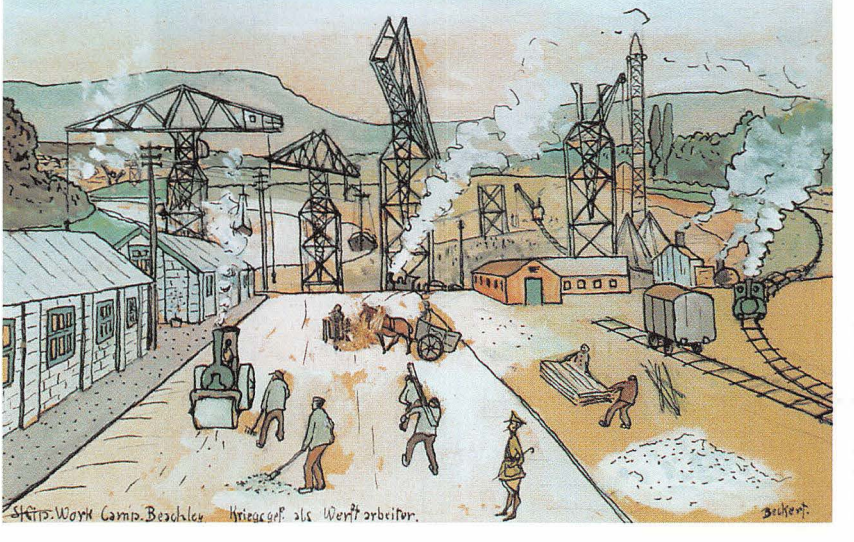
Beachley Camp

Nach einiger Zeit wurden die Gefangenen in verschiedene Lager verteilt, wo sie für kriegswichtige Arbeiten eingesetzt werden konnten. Nachdem Otto Beckerts Schussverletzung verheilt war, wurde er einer Gruppe zugeteilt, die in das am Bristol-Kanal gelegene Beachley Camp zur Mitarbeit in der dortigen Schiffswerft kam. Beachley liegt am rechten Ufer des in den Bristol-Kanal mündenden River Severn in der Nähe von Chepstow und gegenüber der am andern Ufer gelegenen Stadt Bristol.
Vom Lager aus wurden die Gefangenen gruppenweise je nach beruflichen Voraussetzungen für die verschiedensten auf einer Werft anfallenden Arbeiten eingesetzt.



Otto Beckert: Im Kriegsgefangenenlager Little Fernhill (Grossbritannien). Aquarell.

Wenn sie nach Arbeitsschluss ins Lager zurückgekehrt waren, hatten sie zur Zählung anzutreten. Freizeit und Nacht verbrachten sie, in Baracken und Zelten untergebracht, im Lager.
Die Stimmung unter den Gefangenen konnte den Verhältnissen entsprechend als recht gut bezeichnet werden. Mit den Engländern in ihrer gelassenen Korrektheit, nötigenfalls auch korrekten Strenge, liess sich leben. Die meisten waren froh, dass sie den Krieg überstanden hatten und in englische und nicht in russische Gefangenschaft geraten waren. Die tägliche Arbeit bot eine willkommene Abwechslung.
In der Freizeit wurde diskutiert, Erlebnisse und Erinnerungen wurden ausgetauscht,



Otto Beckert: Deutsche Kriegsgefangene als Werftarbeiter in Beachley. Aquarellierte Federzeichnung.

Otto Beckert: Fritz kocht sich einen Pudding. Aquarellierte Federzeichnung.

Otto Beckert: Deutsche Kriegsgefangene als Strassenarbeiter: «Beim Rübenklauen erwischt!» Aquarellierte Federzeichnung.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Karten oder Schach gespielt. Vater lernte bei dieser Gelegenheit das Schachspiel, denn es befanden sich unter den Mitgefangenen sehr gute Schachspieler. Daneben beschäftigte er sich mit Zeichnen und Malen.
Einmal fiel Beckert dem im Lager die Aufsicht ausübenden Sergeant dadurch auf, wie er ihn oft musterte und irgend etwas zu Papier brachte. Der Sergeant trat hinter ihn, schaute ihm über die Schulter und – musste herzlich lachen; er hatte sich auf der entstehenden Karikatur sofort erkannt und wollte sein Konterfei gleich kaufen. Doch Otto lehnte die ihm angebotene Banknote dankend ab und machte auf seiner leeren Tabakpfeife eine Stopfbewegung mit der freundlichen Bitte «tobacco». Der Engländer nickte, nahm die Zeichnung mit Freude in Empfang und brachte am nächsten Tag prompt drei Päckchen Tabak. Obwohl Beckert in der Schule nicht Englisch gelernt hatte, wusste er sich in den verschiedensten Situationen verständlich zu machen.
Nach dem Friedensschluss in Versailles 1919 wurde Vater aus der Gefangenschaft entlassen und reiste über Limburg an der Lahn und Mannheim nach Waldshut. Seine beiden Brüder Hans und Alfred standen während des ganzen Krieges in Galizien an der Ostfront, meistens in der Gegend von Lemberg, und waren bereits Ende 1918 heimgekehrt.

Heimkehr

Die Schweiz war glücklicherweise vom Krieg verschont geblieben. Trotzdem bekam sie dessen Auswirkungen, auch in den Jahren nach dem Friedensschluss vielfältig zu spüren: Aktivdienst an der Grenze mit entsprechendem Verdienstausfall (es gab noch keine Erwerbsausfallentschädigung), Lebensmittelrationierung, Grippe-Epidemie 1918, politische Unruhen (Generalstreik 1918) und grosse Arbeitslosigkeit.
So war es für Otto Beckert schwierig, eine Aufenthaltsbewilligung zu bekommen. In der Wartezeit arbeitete er in Waldshut bei der Deutschen Reichsbahn als Schreiner für den Wagenunterhalt.

Im «Bodmer»

Nachdem er im Sommer 1920 eine Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung für die Schweiz erhalten hatte, konnten Otto Beckert und Ida Siegfried Hochzeit feiern und in die Wohnung von Mathilde Siegfried-Schulthess in Küsnacht im «Bodmer» einziehen. Im folgenden Jahr kam der Sohn Rudolf zur Welt.
An schönen Sommerabenden sassen die Hausbewohner auf der Gartenseite vor dem Haus und plauderten oft bis zum Einbruch der Dunkelheit. Bisweilen gesellte sich auch der eine oder andere Nachbar zur Gesprächsrunde. Vater Egli erzählte von seiner Reise nach Paris, wo er einen Verwandten, Cousin Paul, hatte, und von der dortigen Weltausstellung. Berta Rietmann schilderte, wie sie anno 1871 auf ihrem Schulweg beim Seminarbrüggli den in der Schweiz internierten Bourbaki-Soldaten begegnet war.
Otto Beckert erzählte im Laufe dieser Unterhaltungen oder wenn er mit Frau und Sohn in der Wohnstube sass, viel von seinen Kriegserlebnissen, von den Vogesen, dem Priesterwald und der Woëvre-Ebene. Auch wenn er die Schrecken des Krieges nicht verschwieg, war man durch die Unbeschwertheit, die in seinen Schilderungen zum Ausdruck kam, beeindruckt. Man hatte das bestimmte Gefühl, dass der Erzählende

nichts, keinerlei Greueltaten, zu verbergen hatte. Im Gegenteil, es schimmerten immer wieder lichte Eindrücke von Menschen und Landschaften durch. Auch bedachte er nie seine einstigen Kriegsgegner mit Schimpfwörtern, auch nicht im engsten Familienkreis.

Berufsarbeit und Hobbys

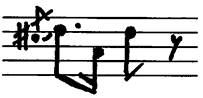
Vater arbeitete einige Jahrzehnte in Erlenbach, zuerst in der Schreinerei A. Stenz und darauf ab 1937 in der Buchbinderei Baumann & Co. Den Arbeitsweg nach Erlenbach legte er Sommer und Winter bei jedem Wetter mit dem Velo zurück. In seiner Freizeit betätigte er sich als ehrgeiziger Posaunist in der «Harmonie Eintracht» in Küsnacht und in der «Stadtmusik Zürich». Als tüchtiger Schreiner und Hobby-Maler machte er seinem kleinen Sohn eine hölzerne Spielzeugeisenbahn mit farbigen Wagen.
Als Weihnachtsgeschenk baute er seinem Buben ein siebzig Zentimeter langes dreimastiges Segelschiff, für das Ida Beckert die Segel nähte. In der Küsnachter Zehntenhaab konnte Ruedi unter Aufsicht des Vaters das an einer langen Schnur gesicherte Schiff auf dem See im Winde treiben lassen. Vom Vater erhielt er auch seinen ersten Musikunterricht.
Abends las mein Vater häufig geschichtliche Literatur, die er von seinem Schwager ausgeliehen bekam. Das politische Geschehen im In- und Ausland verfolgte und kommentierte er kritisch an Hand der Tageszeitungen. Nach seiner Pensionierung entdeckte er seine Freude an der Gartenarbeit.
Ida Beckert-Siegfried war mit ein bis zwei Mitarbeiterinnen bzw. Lehrtöchtern als Damenschneiderin tätig und besorgte die administrativen und finanziellen Belange der Familie. Otto nannte sie oft liebevoll «unsere Regierung». Immerhin bemerkte er einmal zu seinem heranwachsenden Sohn: «Du wirst der gleiche ‹Tüpflischiisser› (Pedant) wie deine Mutter». Vielleicht litt er etwas darunter, dass in der kleinen Familie eher das Siegfried-Element dominierte.

Einbürgerung

Nachdem sich Ottos Eltern mit der damals noch minderjährigen Tochter Martha bereits 1917 in der Stadt Zürich, wo sie dannzumal wieder wohnten, eingebürgert hatten, erwarb Otto Beckert mit seiner Familie im Jahr 1932 das Schweizer Bürgerrecht als Bürger von Küsnacht. Wenn man bedenkt, dass bereits sieben Jahre später der Zweite Weltkrieg ausbrach, in welchem die zwei je einzigen Söhne der Brüder Hans und Alfred Beckert umkamen, kann der Schreibende seinen Eltern für ihren Weitblick nicht genug dankbar sein.

Beerengarten

Jacques Egli-Baumgartner, im familiären Gespräch Vater Egli genannt, auch als er bereits Grossvater war, besass einen ausgedehnten Beeren-, Obst- und Gemüsegarten, der bis an die Wiltisgasse reichte und bergseits an den Lagerplatz des Baugeschäftes Franz Lorandi grenzte. Seeseits befanden sich an Stelle des heutigen Kirchgemeindehauses zwei kleinere Wohnhäuser sowie die Reben von Heinrich Brunner, «zur Heimat». Im Unterschied zu dem beim Wohnhaus gelegenen Blumengarten mit

Schopf, Hühnerhof und Gartenhaus wurde der vordere Teil gegen die Wiltisgasse als das «Land» bezeichnet. Dort hatte es dem seeseitigen Zaun entlang eine rund 30 Meter lange Reihe Brombeerstauden, daneben und längs der Wiltisgasse zwei Reihen Johannisbeeren.
In einer Zeit, als noch nicht jeder Haushalt über einen Kühlschrank verfügte und noch kein so leistungsfähiges Transport- und Verteilsystem vorhanden war, meldeten sich jeden Sommer zahlreiche Abnehmerinnen für die reiche Beerenernte, damit sie ihre Familien mit am selben Tag gepflückten Johannis- und Brombeeren erfreuen konnten. Für die grosse Arbeit des Pflückens setzten sich abwechslungsweise Berta Egli-Baumgartner, ihre Töchter Berta Egli und Louise Spörri-Egli sowie ihre Schwiegertochter Elsa Egli-Gallmann ein. Wenn sich eine Käuferin im «Bodmer» meldete, wurde sie der jeweiligen Beerenpflückerin vorn im Land mit dem familieneigenen Pfiff in der fröhlichen Tonfolge:  (kein Fingerpfiff) avisiert. In der Stille der heissen Sommernachmittage war dieser Pfiff auf Distanz gut vernehmbar, und die so Gerufene tauchte bald irgendwo zwischen den Stauden mit einem prall gefüllten Beerenbecken auf.

Unterricht im Garten

Als sich Vater Egli gegen Ende der zwanziger Jahre nach und nach aus dem Malergeschäft zurückzog, um es seinem Sohn Jacques Egli-Gallmann zu überlassen, wurde ihm seine Gartenarbeit zu einem wichtigen Lebensinhalt. Einmal war er im Begriffe, Stangenbohnen zu pflanzen, ein andermal sah man ihn mit übergestülpten langen Lederhandschuhen am Schneiden der Brombeerstauden. Da störte es ihn nicht, wenn ihm der kleine Rudolf Beckert zuschaute und sich für seine Arbeit interessierte. Er nahm sich gerne Zeit, dem Buben die Arbeit zu erklären und ihn durch geschickte Fragen zum Denken anzuregen. Eine bequeme Antwort wie: «Das ist einfach so», liess Herr Egli nicht gelten, man müsse lernen, bei den Dingen Ursache und Wirkung, Grund und Zweck zu erkennen. Er war ein guter Pädagoge. Diese Begabung setzte sich fort bei seinem Sohn, der zahlreiche Jahre als Küsnachter Gemeinderat und Polizeivorstand amtete, und bei seinen Enkeln, die als begnadete Philologen und Lehrer tätig sind.

Die Welt im «Bodmer»

Das menschliche Umfeld im «Bodmer» war deutlich geprägt durch Gesprächskultur, Ordnung, Fleiss und Sparsamkeit. Wir können es als Glücksfall bezeichnen, dass Rudolf Beckert, der wortkarge Einzelgänger, in diese Welt hineingeboren wurde, zu der nicht zuletzt auch das vertraute C-Dur-Geläut des nahen Kirchturms gehörte. Die glücklichen Eindrücke seiner Kindheit und Jugend hatten auf seine spätere berufliche Tätigkeit einen sehr positiven Einfluss.

Alterswohnung und Pflegeheim

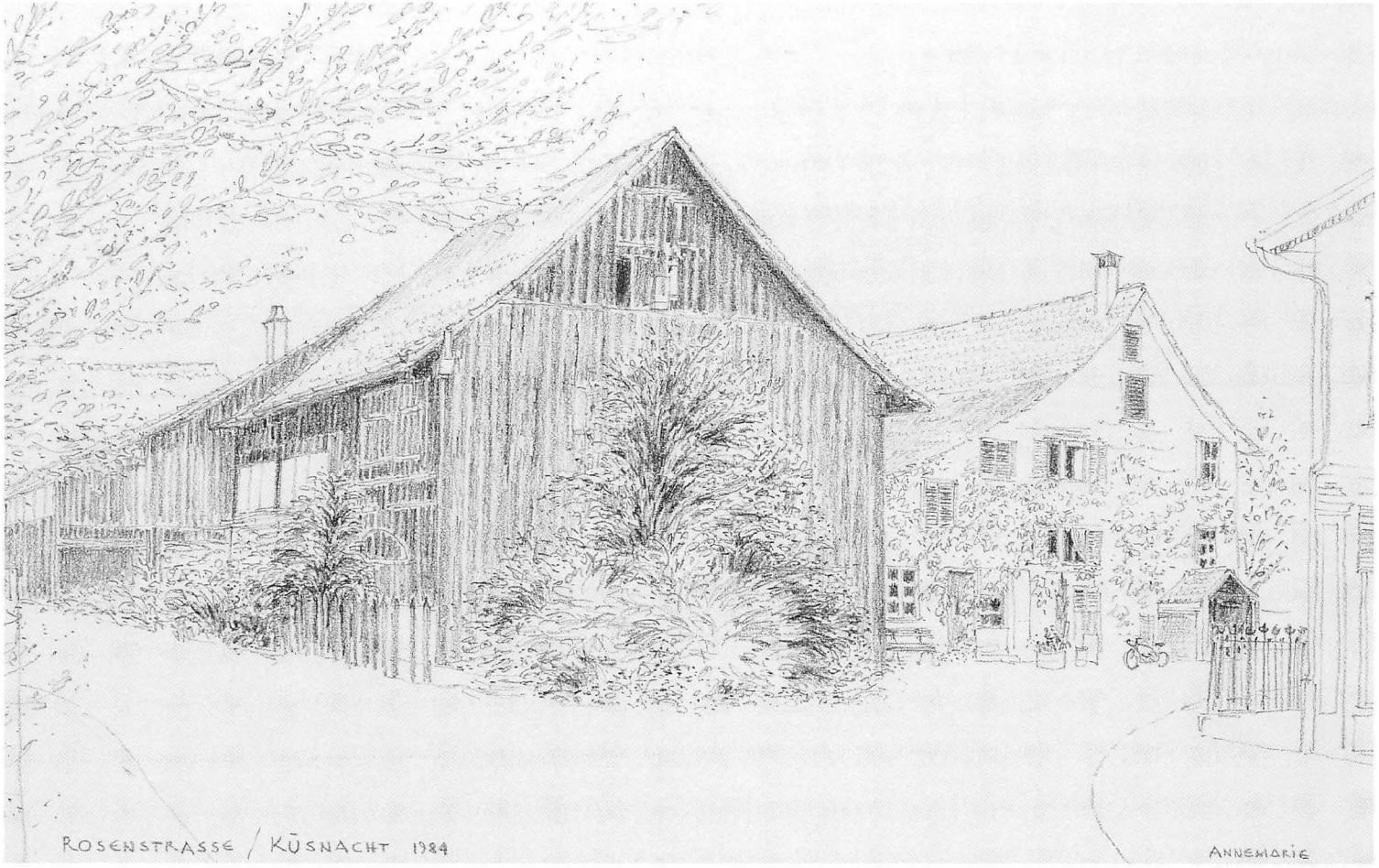
Einige Jahre nach der Pensionierung des Vaters zogen meine Eltern in eine kleine Alterswohnung an der Utzingerstrasse, wo sie noch 14 Jahre den wohlverdienten Ruhestand geniessen konnten. Nachdem meine liebe Mutter 1974 einem Herzschlag er-

legen war, wurde der pflegebedürftige Vater ins Pflegeheim am See aufgenommen. Da er an Diabetes und Prostatavergrösserung litt, waren Gedächtnis und Sehkraft beeinträchtigt. Trotzdem war er stets frohen Mutes und hatte Freude, wenn er Besuch bekam. «Jetzt kommt der Ruedi», und lachte herzlich. «Aber du hast doch schon gesagt, du wärest nicht mehr in der Lage, jemanden auf drei Meter Distanz zu erkennen.» «Das schon, aber ich erkenne dich an der Art, wie du die Türklinke niederdrückst und an deinem Schritt.»
Besondere Freude bereitete es ihm, wenn er bei schönem Wetter mit seinen Besuchern in dem am Seeufer gelegenen Park unter den grossen Bäumen spazieren gehen und seine Pfeife rauchen konnte. Einige Male äusserte er, es sei komisch, dass Ida ihn nie besuchen komme. Als er einmal vorsichtig gefragt wurde, ob er mit Rücksicht auf die andern Patienten und seine eigene angeschlagene Gesundheit den Gebrauch seiner Tabakpfeife nicht etwas reduzieren könnte, antwortete er, das Rauchen sei noch sein einziges Vergnügen. Auf dem Fernsehbildschirm sehe er nur noch ein Geflimmer, und Gespräche anderer Personen könne er nicht mehr richtig hören und verstehen. Wenn er nicht mehr rauche, lebe er nicht mehr lange.
Am 4. August 1976 konnte Vater bei schönem Wetter seinen 90. Geburtstag im Park feiern, wo ihm viele Bekannte ihre Glückwünsche überbrachten und die Harmonie Eintracht das Fest mit musikalischen Darbietungen verschönerte.
Als gegen Ende September die Oberschwester auf die Frage nach dem Ergehen des Vaters antwortete, es gehe ihm den Verhältnissen entsprechend recht, nur sei ihr aufgefallen, dass er seit einer Woche nicht mehr Pfeife rauche, war dies ein Alarmsignal. So hat Rudolf seinen Vater sofort nach Feierabend im Pflegeheim aufgesucht. Nach seinem Befinden befragt, antwortete er: «Es geht recht – nur hat die Schwester gesagt, ich dürfe nichts mehr essen.» «Wieso das?» – Er könne nicht mehr selber essen, es gehe alles daneben. «Das Essen wird bald kommen, so kann ich dir behilflich sein.» Jedesmal wenn dann der Vater den Mund öffnete, schob ihm Rudolf den massvoll gefüllten Löffel sachte hinein, bis der Teller leer war. Nichts daneben. «So, jetzt hast du mich gefüttert – wie einen kleinen Vogel. Jetzt geht es mir wieder besser.» «Das freut mich, dass es dir wieder besser geht.» Da war aber etwas, wogegen man vergeblich ankämpfte: das Gefühl «Dies ist das Abendmahl».
Am andern Tag erlosch das reiche Leben meines Vaters. Seine Genügsamkeit und seine Zuversicht bleiben für uns wegleitend. Wir teilen seine Freude am Erzählen, an Geschichte, an der Musik und an der Gartenarbeit.

Ausblick

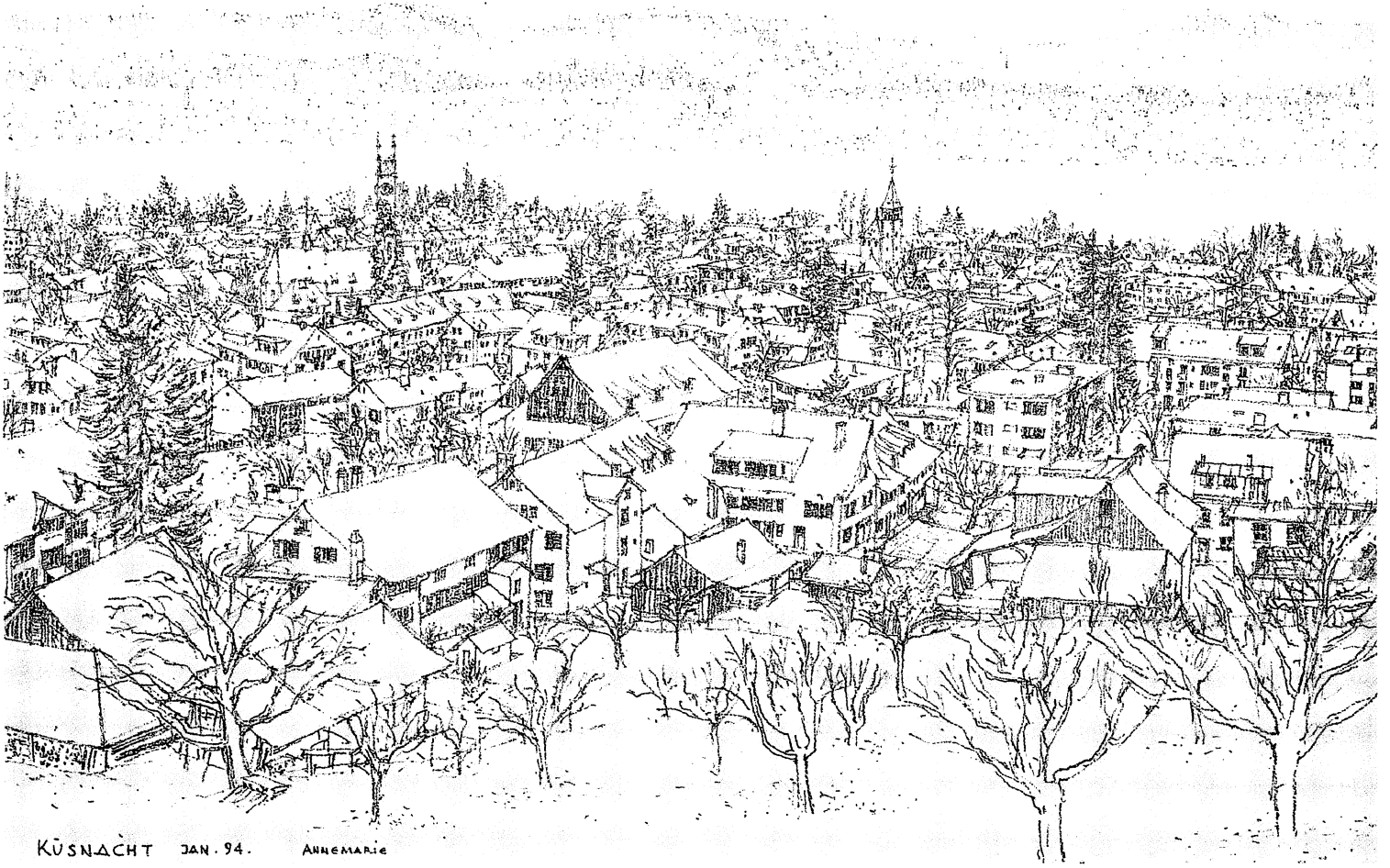
Über die EU sind die Meinungen geteilt, und dies nicht nur bei uns in der Schweiz. Die EU und die NATO haben aber sicher wesentlich dazu beigetragen, dass Westeuropa in den letzten 55 Jahren von Krieg verschont geblieben ist. Die Nachfahren der einstigen Streithähne sitzen heute in Brüssel am selben Tisch und suchen für die zahlreichen, zum Teil schwierigen Probleme friedliche und praktikable Lösungen, ohne wegen 300 Kilometern Grenze im Elsass oder in Polen einen mörderischen Krieg zu entfesseln. Aber es braucht alles seine Zeit, Rom ist auch nicht an einem Tag erbaut worden. Hoffen wir, dass die europäische Staatengemeinschaft zusammenhält und dem europäischen Kulturerbe Sorge trägt.

Rudolf Beckert



Ecke Rosenstrasse/Eigenstrasse mit Bauernhaus Elliker und malerischen Scheunen.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch



Annemarie Rüegg-Gräflein: Blick auf Küsnacht, Januar 1994.